



connected tante

Quelle: Internet
Ach je Verlag



Ach je Verlag
Berlin · AT&Tlantis · Tschuri

1. Auflage 2018

© 2018 tante

© 2018 Ach je Verlag Stephan Urbach, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder anderweitige Wiedergabe, auch auszugsweise, bedarf der vorherigen Zustimmung des Autors und des Verlags

Das Umschlagbild ist ein Ausschnitt des unter CC BY-SA 2.0 auf Flickr veröffentlichten Fotos „Fiber optical lamb globe“ von Pascal Kirtz (Groman123). Das Bild können Sie unter <https://www.flickr.com/photos/pkirtz/15653529233/> abrufen. Die Bedingungen der oben genannten Lizenz finden Sie unter der URL <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/>

Umschlaggestaltung und Herstellung im Verlag
Gesetzt in der IBM Plex Serif

ISBN 978-3-947720-05-7

Auch als Print unter der ISBN 978-3-947720-04-0

tante

connected

Reihe Quelle: Internet

Inhalt

Einleitung	5
Ein naturalistischer Fehlschluss	7
Das Digitale schmeckt zu MINTy	13
Pyrrhus, der Schutzheilige der Netzgemeinde	19
Wem gehört mein digitaler Zwilling?	25
Schlussworte	32
Quelle: Internet	34

EINLEITUNG

Von Mai 2014 bis zum November 2015 lief ein Experiment: Ich schrieb eine wöchentliche Kolumne ohne Bezug zu irgendeinem etablierten Medium. Die Texte, die in diesen anderthalb Jahren entstanden sind, sind nicht immer gut gealtert, da sie teils sehr eng am jeweils aktuellen Zeitgeschehen hingen. Andere Texte könnte man mit marginalen Änderungen und aktuelleren Links heute noch genauso publizieren.

Viele der Debatten, die sich um das Digitale bzw. die Art wie wir als Gesellschaften in einer globalisierten Welt damit umgehen, haben sich in den letzten Jahren wenig weiterentwickelt. Es geht immer noch viel um diffuse Algorithmen und irgendwas mit Daten aber so richtig mehr Formgebung, mehr Arbeit an den grundsätzlichen Begriffen und Konzepten scheint meiner Wahrnehmung nach nicht wirklich stattgefunden zu haben, oder ist in Blogposts und Artikeln Einzelner irgendwo versandet.

So kam die Idee auf, die Texte aus der Kolumnenzeit noch einmal als Buch aufzulegen. Als Zusammenstellung des Standes 2014-2015 aber auch als mögliches Sprungbrett für neue Gedanken, Texte und Entwicklungen.

Das folgende Buch stellt eine Auswahl der Kolumnen und Texte dar, die auch heute im Jahre 2018 immer noch relevant sind, die Aussage oder Positionierung jenseits der Tagesaktualität einer wöchentlichen Kolumne darstellen.

Es soll durch eine kompaktere Form und ein anderes Lesetempo und -verhalten die diversen, teils impliziten Verknüpfungen zwischen den einzelnen Texten deutlicher werden lassen und idealerweise eine Art Neuanfang der Arbeit initiieren, die ich 2014 begonnen hatte.

Ich wünsche viel Spaß beim (nochmal) Lesen.

tante

EIN NATURALISTISCHER FEHLSCHLUSS

19. Mai 2014

Es passiert nicht all zu häufig, dass die Meme und Ideen aus der Szene der digitalen Bürgerrechtsaktivisten und Bürgerrechtsaktivistinnen einen greifbaren Niederschlag in der “echten” Welt finden. Von daher ist die letzte Woche eine sehr besondere. Der Europäische Gerichtshof (EuGH) hatte der Klage eines Spaniers stattgegeben¹, der seine Persönlichkeitsrechte durch einen Eintrag im Suchindex der Suchmaschine Google verletzt sah: Gab man seinen Namen in die Suchmaschine ein, so war unter den ersten, prominentesten Ergebnis ein Link auf einen Artikel einer spanischen Tageszeitung aus dem Jahre 1998, der über die finanziellen Schwierigkeiten des Klagenden und der daraus folgenden Versteigerung seines Hauses berichtete.

Dieses Urteil strahlt dabei über den Einzelfall hinaus, da mit ihm implizit (und in der Urteilsbegründung durchaus auch explizit) ein Recht auf Vergessenwerden in die Existenz gehoben wird. Die Idee des Rechtes auf Vergessenwerden ist dabei durchaus schon älter und wurde seit einigen Jahren immer wieder aufgebracht, hatte sogar seinen Weg in die Entwürfe zur möglicherweise kommenden EU Datenschutz Grundverordnung gefunden, war aber dann schließlich meist nicht weiter verfolgt worden (die EU Datenschutz Grundverordnung spricht mittlerweile von einem Recht auf Löschung).

Zum Urteil selbst bzw. seinen Konsequenzen wurde schon viel von sehr vielen gesagt. Das Urteil wurde als Sieg der Privatsphäre gefeiert, als Schlag gegen Google und andere amerikanische Konzerne interpretiert, als Gefahr für die freie Meinungsäußerung eingeschätzt oder als Tod der Geschichtsschreibung in einer zunehmend digitalisierten Welt. Aber die möglichen Folgen des Urteils bzw. des Rechtes auf Vergessenwerden sollen hier gar nicht das zentrale Thema sein.

Viel spannender und auch grundlegender war nämlich ein sehr häufig für das Recht auf Vergessenwerden vorgebrachtes Argument: Dieses neue Recht sei notwendig, weil die ganz natürlich auftretenden Vergessensprozesse in der physischen Welt auch in der Digitalsphäre gegeben sein müssten. So soll das Recht auf Vergessenwerden die Kluft zwischen den digitalen und analogen Welten überbrücken, das Digitale dem Analogen angleichen.

Ich und wahrscheinlich die meisten anderen Menschen können die Intention des klagenden Spaniers sehr gut nachvollziehen: Wo in der physischen Welt auch eine persönliche Pleite irgendwann im Nebel des Vergessens untergeht, bleibt es im Internet potentiell ewig präsent. Gerade wenn eine Person sich nicht selbst aktiv im Netz bewegt und Spuren hinterlässt, kann so ein Artikel über viele Jahre die ersten Suchergebnisse zu einer Person (und damit für viele Menschen einen ganz gewichtigen Teil ihres Bildes der Betroffenen) prägen. Wer von uns würde nicht nur allzu gerne irgendwelche Spuren aus dem Netz tilgen? Einen peinlichen Kommentar irgendwo, einen dummen

Forenbeitrag oder vielleicht ein unvoreilhaftes Foto? Das Bedürfnis ist nur all zu menschlich.

Aber das Argument, etwas sei wünschenswert oder gar “richtig” nur weil es in der Analogwelt so sei, scheint mir ein sehr dünnes Argument, wenn nicht sogar ein naturalistischer Fehlschluss.

Denn mit demselben Argument müssten wir dagegen vorgehen, dass wir im Digitalen Daten, Software oder Medieninhalte verlustfrei und nahezu kostenlos kopieren können: Wovon sollen denn die Erzeuger all der Inhalte leben? Auch deren Bedürfnisse sind ja nicht einfach von der Hand zu weisen so sehr das auch einige im Rausch des Filesharing-Angebots versuchen mögen. Und warum sind Emails schneller als Briefe? Ist das richtig? Wir kennen doch die Studien zum Stress und Antwortdruck, denn diese Form der Kommunikation bei vielen Menschen erzeugt. Drehen wir das ganze doch nochmal um und fordern das Recht auf Vergessenwerden auch offline. Wie soll das aussehen? Kommen nach 10 Jahren eine Handvoll Männer in schlecht sitzenden Anzügen und flößen allen Menschen, die sich noch erinnern Wodka ein, bis sie ihre Erinnerungen verloren haben?

Die Ansicht, die physische Welt habe ein Primat über die digitale, ist weder neu noch gesellschaftlich besonders umstritten. Schon der Begriff des “Real Life” für das Leben im Meatspace in Abgrenzung gegenüber dem nur virtuellen, irrealen Leben im Cyberspace transportiert die Idee der Überlegenheit des “natürlichen”. Und egal wie wundervoll und spannend die Projekte, Plattformen und

Dinge im Internet sein mögen, den Makel der Künstlichkeit wird die Digitalsphäre nie abschütteln können.

Denn offensichtlich ist der digitale "Raum" ein von Menschen geschaffener und gestalteter. Im Internet sind wir nicht geworfen in eine Welt bestehender Naturgesetze und Regeln: Wir sind die Schöpfer, wir definierten (und definieren immer weiter) die Regeln dieser Welt. Einer Welt in der die Objekte nicht knapp sind wie in der physischen. In der perfekte Kopien nahezu kostenlos und ohne Zeitverzug erstellt werden und in der Daten schneller als ein Lidschlag den Globus umrunden. Einer Welt in der Menschen sich losgelöst von ihren Zeitzonen oder Wohnorten zu Gruppen oder sogar Stämmen zusammenschließen, die sich über Interessen oder Ziele definieren und nicht mehr über das, was in einer physischen Welt irgendwie finanzierbar und möglich ist.

Dieser neue, von Wissenschaftlern, Wissenschaftlerinnen, Technikern und Technikerinnen geschaffene Raum wirkt auch zurück auf uns. Obwohl wir die Bedingungen der digitalen Welt selbst festlegten, verändern wir uns als Menschen schon alleine durch unsere Bewegung und Handlungen in dieser. Unser Handlungsrahmen und auch unsere Erwartungen an die Welt haben sich verändert: Unsere Freunde sind nicht mehr nur die Menschen, mit denen wir zur Schule gingen oder in deren Nähe wir zufällig wohnen sondern Menschen, die wir über Gemeinsamkeiten kennenlernten.

Die physische Welt war immer vor der digitalen und als körperliche Lebewesen werden wir uns wahrscheinlich

nie von dieser Welt loslösen können. Doch auch das Internet als Lebenswelt, die unserer auf Gedanken und Ideen basierten Geisteswelt strukturell und in ihren Regeln viel näher und ähnlicher ist als die physische, wird zunehmend nicht mehr aus unseren Leben herauslösbar.

Wir haben den Punkt erreicht wo das Argument etwas sei ja "im analogen Leben auch so" ein Nullargument geworden ist. Das bedeutet nicht, dass man nicht über ein Recht auf Vergessenwerden oder ähnliche Konzepte reden kann. Wir sollten das sogar, denn der Impetus der Menschen, die diese Rechte und ihre Umsetzung fordern ist uns ja fast allen verständlich. Doch wir brauchen bessere Argumente, die auch die Digitalisphäre als realen, das menschliche Leben potentiell bereichernden und wertigen Teil der Welt akzeptieren. Wir könnten über potentielle Diskriminierung auf Basis von Daten reden und ob Löschung von Daten da wirklich ein zielführender Weg zur Bekämpfung dieser ist. Wir könnten über die Angst reden, Menschen könnten sich aus Angst vor potentiell unlöschbaren Datenspuren aus der digitalen Welt zurückziehen und damit wichtige Möglichkeiten der Partizipation verlieren. Wir können über die Möglichkeiten und Konsequenzen einer zunehmend lückenloseren Dokumentation eines jeden Lebens sprechen und über die Freiheit sich öffentlich und findbar auszudrücken, über Teilhabe. Aber wir dürfen uns nicht in einer naiven Überhöhung des Natürlichen verlieren.

Die beiden Lebenswelten sind nicht mehr getrennt voneinander zu denken. Inhalte im Digitalen haben Konse-

quenzen im Analogen (wie unser spanischer Kläger am eigenen Leibe erfahren hat) genau wie Handlungen in der Welt aus Atomen massive Auswirkungen auf die digitale Welt haben (ein kaputter Plastikrouter beispielsweise kann Internetnutzenden ganz schön den Tag ruinieren).

Es bleibt uns nur zu akzeptieren, dass wir in einer Cyber-physical World leben, in einer Verbindung aus dem Cyberspace und der physischen Welt. Und wie wir genau diese neue Doppelwelt für uns Menschen und unsere Handlungsmöglichkeiten ausgestalten wollen ist noch ganz offen. Wir stehen vor einer neuen Herausforderung denn eine neue Welt hatten wir als Menschen bisher noch nicht geschaffen. Das Ignorieren der Andersartigkeit der Digitalosphäre ist allerdings ein nur scheinbar attraktiver sondern vor allem ein verkürzter Ansatz um die beiden Facetten unserer Welt in Einklang zu bringen.

DAS DIGITALE SCHMECKT ZU MINTY

26. Mai 2014

Die letzten Wochen waren, soweit es ums Digitale ging, äußerst monothematisch. Wir könnten sie schlicht mit „Googlegooglegooglegoole“ überschreiben ohne signifikant an Informationsdichte zu verlieren. Der Chef des Springer-Verlages Matthias Döpfner schreibt in die FAZ, dass „wir“ vor Google Angst haben² müssen (und meint damit vor allem sich und andere Verlagsvertretende). Darauf folgt Sigmar Gabriel, der – für den Europawahlkampf ganz aufgeplustert und auf Alphemännchen und Krawall gebürstet – die Zerschlagung Googles³ fordert (und direkt vom Chef des Kartellamts die kalte Schulter gezeigt bekommt). Der Chef der Berliner Piraten und bekannte Lautsprecher Christopher Lauer wollte da nicht zurückstehen und schrieb in die Welt einen Aufsatz unter dem untergangsprophetischen Titel „Wir sind im Krieg mit Google, wissen’s aber nicht“⁴. Das herausstehende an Google scheint dieser Tage zu sein, dass die Firma aus Mountain View wirklich von *allen* bekämpft wird.

Man kann viel schreiben zu den Intentionen der Agitatoren und Agitatorinnen der Googlekritik, kann ihre ökonomischen⁵ oder politischen⁶ Agendas herausarbeiten oder sich fragen, warum die dämonisierte Suchmaschine und „Datenkrake“ in der datenschutzaffinen Bundesrepublik mit über 90% Marktanteil beliebter ist als fast überall in der Welt (Google hat global einen Marktanteil

von ca 70%, in den USA ebenfalls) und ob das vielleicht einfach mit einem veränderten Verständnis von Daten⁷ zu tun hat.

Die existierenden Strukturen aus der vordigitalen Welt kämpfen um ihren Machterhalt. Wollen weiterhin relevant sein und die gesellschaftliche Debatte prägen und lenken, wollen weiterhin das Gefühl der Kontrolle über die immer globaler agierenden Firmen haben und ihren Wählenden vermitteln. Das ist so nachvollziehbar wie unspannend. Spannend hingegen sind die geforderten Lösungen.

Ein europäisches Google müsse gebaut werden oder zumindest eine europäische Suchmaschine – das vollständig gescheiterte Projekt Quaero oder sein deutscher Bruder Theseus werden dabei gerne vergessen. Ein Sprecher des CCC forderte neulich sogar die Entwicklung europäischer Programmiersprachen und Betriebssysteme⁸. Diese Alternativen zu den datenhungrigen, von der NSA und anderen Geheimdiensten kontrollierten, Webdiensten sollen durch dedizierte, europäische Förderprogramme entstehen. Schaffe, schaffe, Suchmaschine baue und schon kommt das digitale Wirtschaftswunder made in Germany/Europe.

Albert Einstein wird das Zitat zugeschrieben: „Die Definition von Wahnsinn ist, immer wieder das Gleiche zu tun und andere Ergebnisse zu erwarten“. Diesem Zitat entsprechend ist Deutschland wahnsinnig. Googles Marktmacht soll durch Ingenieurleistung bekämpft werden.

Dabei trägt die Lösung schon wieder die Saat derselben Probleme, die uns mit Google plagen, in sich.

Ich beziehe mich in dieser Aussage nicht einmal darauf, dass auch europäischen Entwicklungsteams nach kurzer Zeit auffallen wird, dass bei allem Datenschutz die individuelle Relevanz von Ergebnissen sehr stark mit dem Individuum und seinem Kontext verwoben ist, dass man also Daten über den Suchenden oder die Suchende braucht, um die Qualität der Suchergebnisse auf ein wettbewerbsfähiges Niveau zu bringen. Es geht viel mehr um ein kulturelles Problem: Wir haben uns bequem in einer digitalen Welt eingerichtet, die weitgehend von MINT-Menschen konstruiert und ausgestaltet wird.

MINT ist im Moment der heiße Scheiß. Das Akronym beschreibt die Melange aus den Fachdisziplinen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik und ist gerade die akzeptierte Heilslehre: Hätten wir nur mehr Studienabschlüsse in diesen Fachrichtungen, ginge es uns allen besser.

Konsequenterweise sollen wir also Fördergelder über der Fraunhofer Gesellschaft, Siemens, T-Systems und den anderen üblichen Verdächtigen ausgießen um das „Technikproblem“ Google zu lösen. Danach haben wir – wenn überhaupt etwas dabei herauskommt und die vergangenen Erfolgsprojekte einer europäischen/deutschen Suchmaschine lassen mich da kaum optimistisch sein – ein EuroGoogle welches mindestens so googlig ist wie Google. Weil wir dieselben Menschen mit denselben Denkansätzen und Ausbildungen auf dieselben Probleme ansetzen.

Insbesondere die MINT Fächer sind leider immer noch geprägt von einer ziemlich wenig inklusiven Kultur, einer utilitaristischen, oft technokratischen Sichtweise auf die Welt, die bei der Lösung technischer Probleme sehr hilfreich sein kann, aber an sozialen Problemen nur all zu oft schulterzuckend vorbei läuft. Wie sollen so neue, andere, bessere, menschlichere Lösungen entstehen?

Wie zufrieden können wir als Individuen in der Digital-sphäre sein, wenn unsere Lebenswelten und unsere Handlungsräume von einer verschwinden kleinen, homogenen Gruppe von Menschen gestaltet werden, deren Erfahrungshorizont oft kaum dem unserem entspricht? Wie wollen wir das Versprechen einer breiten digitalen Teilhabe realisieren, wenn wir uns nur auf die Kaste der technologische Hohepriester und deren Weltmodelle verlassen?

Software ist nie losgelöst von den Menschen zu denken, die sie entwickeln: Das Weltbild der Entwickelnden findet seinen direkten Niederschlag im Code. Das lässt sich oft an kleinen Dingen ablesen: Wie ist ein Datenfeld „Geschlecht“ umgesetzt? Als Auswahl zwischen „männlich“ und „weiblich“? Was ist mit Menschen, die sich mit dieser Binären Sichtweise nicht identifizieren? Reicht es, ihnen ein „andere“ anzubieten (Die Antwort ist: Nein)? Die Spielefirma Nintendo kommentierte⁹ gerade die Entrüstung darüber, dass in ihrem neuen „Life Simulator“ Spiel „Tomodachi Life“ keine homosexuellen Beziehungen möglich sein sollen mit: „Nintendo never intended to make any form of social commentary with the launch of Tomo-

dachi Life. The relationship options in the game represent a playful alternate world rather than a real-life simulation.“ Wolltet ihr vielleicht nicht bewusst, Nintendo, habt ihr aber.

Der Siegeszug der Digitalisierung hat uns als Gesellschaft vor schwierige neue Fragen gestellt. Und die einzigen, die insbesondere zu Beginn überhaupt Antworten hatten, kamen aus dem MINT Sektor: Programmierende, Hacker und Hackerinnen, Technologieinteressierte. Und weil es bequem war haben wir die Kompetenzen einfach dort liegen gelassen: Sollen die Technologiemenchen das doch lösen. Das reicht aber nicht mehr.

Die Digitalosphäre muss ein sozialer Raum (Raum ist natürlich eine blöde Metapher) sein. Ein politischer Raum. Ein Raum, der die gesamte Breite und Vielfalt unserer Gesellschaft abbildet. Diesen zu gestalten ist eine Aufgabe für uns alle. Die Menschen, die die Technik verstehen müssen mit denen, die soziale Aspekte verstehen und denen, die politische Prozesse und Bedürfnisse durchblicken und mit vielen anderen Menschen mit ganz unterschiedlichen Hintergründen und Erfahrungen zusammenarbeiten.

Google als deutlich technikgetriebene Firma ist da nur der Marker eines gesellschaftlichen Versagens, welches die Arbeit einer Handvoll Ingenieure und Ingenieurinnen massiv überbewertet im Vergleich zur Arbeit innerhalb von Geistes- oder Sozialwissenschaften.

Das nächste Google, das nächste Facebook, the Next Big Thing kommt hoffentlich nicht mehr aus der MINT Bubb-

le oder geographisch homogenen Teams. Ich möchte sehen, was globale Teams aus unterschiedlichen Menschen, mit unterschiedlichen fachlichen Hintergründen entwickeln würden. Denn was die MINT Menschen bauen, kennen wir nun zur Genüge.

PYRRHUS, DER SCHUTZHEILIGE DER NETZGEMEINDE

02.Juni 2014

“Noch so ein Sieg, und wir sind verloren!” So soll der König Pyrrhus 279 v. Chr. einem Vertrauten gegenüber die Schlacht von Asculum kommentiert haben. Die Schlacht von Asculum ist nur wenigen noch ein Begriff, aber der Ausgang hat seinen Eingang in unsere Sprache gefunden: Unter einem Pyrrhussieg versteht man einen viel zu teuer erkaufte Erfolg, der dann oft später sogar zu einer größeren, wenn nicht gar einer finalen Niederlage führt. König Pyrrhus verlor beim Sieg gegen die Römer so viele Soldaten, dass sein Feldzug schließlich kurz später in einer endgültigen Niederlage endete.

Einen solchen Sieg hat die viel zitierte „Netzgemeinde“ (Ich nutze dieses unendlich dämliche Wort hier nur noch ein letztes mal als satirischen Seitenhieb) offensichtlich mit der Bestätigung des „Rechtes auf Vergessenwerden“ eingefahren. Denn das ~~Undenkbar~~ Erwartbare ist eingetreten: Nachdem Google vor wenigen Tagen das Formular zur Beantragung der Ausblendung von Suchergebnissen für den europäischen Raum scharf schaltete und ca. 12000 solche Anträge am ersten Tag alleine eingegangen waren, nutzen andere Interessengruppen die Gunst der Stunde. Geoff Taylor, Chef der britischen Musikindustrievertretung BPI, beklagte sich beim Guardian¹⁰ über Googles

Faulheit und Unwillen beim Entfernen von Suchergebnissen, die die Musikindustrie ihnen meldet. Wenn Google das zur Durchsetzung der Persönlichkeitsrechte von Bürgern schnell, unbürokratisch und effektiv tun kann, warum soll das nicht auch bei Urheberrechtsverstößen genau so schnell, unbürokratisch und effektiv funktionieren?

Nun befinden wir uns entgegen der zu oft herangezogenen Sprachbilder vom „Kampf um das Netz“ glücklicherweise nicht in einer kriegerischen Auseinandersetzung sondern in einem gesellschaftlichen und politischen Meinungs- und Normenfindungsprozess. Das ist nicht nur weit weniger blutig, sondern vor allem auch kooperativer: Interessen stehen nicht nur als fertige, unveränderliche, opake Blöcke gegeneinander sondern müssen in der Debatte gegeneinander abgewogen, verworfen, zusammengeführt, verändert und von allen relevanten Gruppen zu einem möglichst sinnvollen Konsens weiterentwickelt werden. Trotzdem ist es sehr wichtig, als Akteur oder Akteurin in diesem politischen Diskurs die längerfristigen Konsequenzen der eigenen Forderungen zu durchdenken. Und daran scheint es gerade bei einigen Kämpfern für das Internet zu hapern.

Die letzten Monate könnte man treffend mit: „Sei vorsichtig mit dem, was du dir wünschst – es könnte in Erfüllung gehen.“ überschreiben. Ein und dasselbe Muster wiederholte sich immer wieder. Das Recht auf Vergessenwerden wurde schon länger gefordert und nach seiner Bestätigung durch den EuGH an vielen Stellen als erster Schritt der Durchsetzung digitaler Bürgerrechte gegen Google

gefeiert. Die Idee, europäische Daten nur noch direkt durch Europa zu leiten (das so genannte Schengennetz) bekam ebenso Beifall als wichtiger Schritt zur Verteidigung der Daten von europäischen Bürgern wie die Forderung, die EU solle die Entwicklung von kryptographischen Algorithmen, nein gleich ganz neue Programmiersprachen und Computerhardware finanzieren. Und auch die europäische Datenschutzgrundverordnung wurde – insbesondere im Wahlkampf um Sitze im Europaparlament – immer wieder als Silver Bullet zum Schutz der Rechte der Bürger verkauft und eine prompte Umsetzung angemahnt. Neulich las ich gar den Bericht eines Bürgerrechtslobbyisten, der abfeierte, dass er bei seinen Gesprächen in Brüssel eine klare Tendenz zum direkten Verbot von Google Glass wahrgenommen habe. Alles super, supergeil, was kann schon schief gehen?

Was schief geht, ist dann meist genau das, wovor Menschen gewarnt hatten. Das Recht auf Vergessenwerden wird zum Baustein in der Argumentation für stärkeres Vorgehen gegen Urheberrechtsverstöße, das Schengennetz wird zur Wirtschaftsförderung für eine Handvoll großer Provider, denen das kostenlose Peeren (also die kostenlose Durchleitung der Daten der anderen Provider) untereinander eh schon immer ein Dorn im Auge war. Das Geld aus europäischen Fördertöpfen wird wieder in denselben Händen landen wie immer und weitgehend ohne Ergebnis bleiben. Die Datenschutzgrundverordnung kehrt – wie im Datenschutzrecht üblich – den Rechtsgrundsatz (alles ist erlaubt, was nicht verboten ist) komplett um, was beim angedachten Wirkungsbereich der

Verordnung schnell dramatische Beschränkungen der Art und Weise, wie wir Digitalisphärenbewohnenden kommunizieren, gemeinsam denken und uns organisieren. Und spätestens seit dem Hackerparagrafen¹¹ sollte auch den Letzten klar sein, dass die Konsequenzen des willkürlichen Verbots von Technologien wie in diesem Falle Google Glass sehr schnell gefährlich werden können, wenn legitime Nutzungen ausgeschlossen werden ohne Missbrauch einzudämmen. Das Stichwort hier heißt „Konsequenzen“.

Das Digitale als selbstverständliche Lebenswelt ist noch jung, gerade in den Teens. Da fehlt seinen Fürsprechenden und Lobbygruppen noch die Routine, mit der viele andere Interessengruppen ihre Themen platzieren und verfolgen. Auch hat sich die „Bewegung“ als solche noch gar nicht sinnvoll ausdefiniert, sich noch nicht klar positioniert und abgegrenzt, ihre Grundlagen noch nicht gefestigt und in eine konsistente Form gebracht. „Internet“ ist zwar irgendwie der gemeinsame Nenner, aber wie wenig belastbar und politisch tragfähig solche abstrakten Gemeinsamkeiten sind, haben wir in den letzten Monaten am Zerfall der Piraten festgestellt. So ist es natürlich wenig überraschend, dass die netzpolitischen Antworten auf gesellschaftliche oder auch rechtliche Fragen oft schwammig und äußerst kurzfristig gedacht sind.

Die kanonische Reaktion auf die herrschende ideologische Unsicherheit scheint ein ungesunder Fokus auf eine Handvoll Schlüsselwörter zu sein: Netzneutralität, Freiheit, Datenschutz, Datensicherheit (und wenige andere).

Diese Label machen Entscheidungsfindung so einfach wie schnell. Label drauf? Dann ist's gut!

Aber so unterhaltsam dieses Leben nur für den Kick, für den Augenblick sein mag, so ermüdend wird es für die, die noch länger in unserer Digitalsphäre leben wollen. Zug um Zug liefern „wir“ und „unsere Fürsprecher-den“ (in der öffentlichen Wahrnehmung existieren ja nicht so viele Internetexperten und -expertinnen) denen, die das Netz vieler seiner Möglichkeiten berauben wollen Baustein um Baustein für ihre Argumente. „Oh, die ganze Open Source Kryptographiesoftware ist kaputt? Naja, dann müssen wir wohl mal Profis ranholen, die das richtig machen, was? Und sorry, aber Open Data können wir leider aus Datenschutzbedenken nicht wirklich verfolgen. Das müssen Sie verstehen. Aber zu ihrer Sicherheit haben wir hier eine schöne DE-Mail, die garantiert nicht über Google's Server geht.“

Die Argumente, die man in die öffentliche Debatte einbringt, haben Konsequenzen. Sie stehen plötzlich da und können, wenn man unvorsichtig war bei ihrer Formulierung oder Platzierung, schnell zum Bumerang werden. Dann wird aus der Verteidigung von Privatsphäre eben die Verteidigung des Geschäftsmodells von Sony Music. Und weil das Argument dafür aus der Community selbst kam, ist es immens schwer, gegen diese „Zweitnutzung“ vorzugehen.

Das Internet selbst und die dadurch geschaffenen Lebensrealitäten sind nun alt genug, um ernst genommen werden zu müssen. Es gibt keinen Unterschied zwischen

digitalem und analogen Leben mehr. Man muss über die Konsequenzen von eigenen Handelns und politischen Forderungen nachdenken. Oder man macht einfach weiter wie bisher, ignoriert, dass die Welt sich weitergedreht hat, und reißt mit dem Arsch alles, was erreicht wurde, wieder ein. Für das Internet – und damit uns alle – wäre das aber fatal.

WEM GEHÖRT MEIN DIGITALER ZWILLING?

9. Juni 2014

In den letzten Wochen kamen zwei Bücher heraus, die – neben ihrer generellen Stoßrichtung – schon in ihren Titeln das Possessivpronomen gemeinsam haben: Der Europaabgeordnete Jan Philipp Albrecht veröffentlichte ein Buch unter dem Titel „Finger weg von unseren Daten!“¹² und der Jurist Max Schrems, der durch die Europe-vs-Facebook Kampagne schon seit einiger Zeit den Kampf gegen amerikanische Internetkonzerne zum Geschäftsmodell umbaut, veröffentlichte „Kampf um Deine Daten“¹³. „Meine Daten gehören mir“ geistert – in Anlehnung an eine immer noch laufende, lange, erfolgreiche Kampagne aus den 1970ern, in der Frauen für das Recht auf Abtreibung kämpften und leider oft immer noch kämpfen müssen – durch diverse Petitionen und Aufrufe. Daten über das Individuum als dessen Besitz.

Auf den ersten Blick scheint diese Sichtweise durchaus konsequent: Über viele Jahrtausende haben wir den Umgang mit Besitztümern gelernt, haben in langen Prozessen einen rechtlichen Rahmen entwickelt, der die Regeln für den Umgang mit dem eigenen Besitz und dem Besitz anderer beschreibt. Und irgendwie ist es doch dasselbe, Daten und Objekte, warum also nicht mit beidem ähnlich umgehen? Wir könnten als Antwort auf diese Frage schlicht auf den naturalistischen Fehlschluss hinweisen, aber das Problem geht viel tiefer.

Die Einführung der Idee des Eigentums an Dingen ist – je nachdem, wen man fragt – das erste große Verbrechen der Menschheit oder eine pragmatische Lösung um mit der Knappheit der Ressourcen in der physischen Welt umzugehen: Wenn nur eine Schippe existiert und mehrere Menschen sie gleichzeitig nutzen wollen, dann entstehen Spannungen wie man in den Sandkästen auf den meisten Spielplätzen sehen kann. Natürlich gibt es auch Ansätze, kooperativ, kommunikativ und teilend die Knappheit der Güter in den Griff zu bekommen, doch haben sich diese leider zu wenig und meist nur im Kleinen durchgesetzt (gründet mehr Netzwerke und Genossenschaften!). Denn Eigentum als Idee ist grundsätzlich einfach und – wenn in Gesetzen oder Regeln formalisiert – wenig aufwändig: Ich muss mich niemandem absprechen um mein Zeug zu benutzen (Eigentum ist natürlich auch noch viel mehr, vor allem Macht- und Druckmittel gegenüber anderen Menschen).

Aber genau die Idee der Knappheit von Objekten, die in der physischen Welt vorherrscht, überträgt sich nicht ins Digitale: Ich habe hier einen Datensatz auf meiner Festplatte, beispielsweise eine Sammlung aus 100 Affenbildern. Ich kann diesen Datensatz beliebig vielen anderen Menschen geben und habe ihn immer noch auf meiner Festplatte. Ohne Verschlechterung durchs Teilen. Das Argument der knappheitsinduzierten Notwendigkeit des Eigentums, welches einen der fundamentalen Grundpfeiler der Legitimation des Eigentums darstellt, hat sich im Digitalen in einer Wolke aus 0 und 1 aufgelöst.

Nun kann man natürlich auch einfach die grundsätzliche Legitimation oder Herleitung des Begriffs ignorieren. Es geht ja nur ein Werkzeug, welches irgendwie kommuniziert und durchsetzbar macht, was man sagen will. Aber was ist denn die Aussage? Welche Daten sollen denn „meine“ sein?

Die Daten auf meiner Festplatte? Da würden gegebenenfalls die Musik- und Filmindustrie widersprechen, die mir an bestimmten Daten, obwohl ich bezahlt habe, kein Eigentum sondern nur ein beschränktes Nutzungsrecht gewähren.

Daten, die sich auf mich als Person beziehen? „Gehören“ mir also die Kommentare, die andere Menschen in ihr Adressbuch neben meinen Namen eintragen und die direkt mich beschreiben? Offensichtlich ist das Unfug. Und selbst bei Bildern, die andere von mir machen, ist es zwar so, dass sie meist nicht gegen meinen Willen veröffentlicht werden dürfen (das so genannte Recht am eigenen Bild), aber „meine“ Bilder sind es noch lange nicht. Sie gehören weiterhin den Fotografierenden.

Doch sind genau diese Arten von Daten, also Daten, die sich direkt auf mich beziehen, üblicherweise gemeint, wenn wir von „meinen“ Daten sprechen. Mir soll gehören, was mich referenziert.

Daten über mich fallen an vielen Stellen an. Einige trage ich bewusst ins Netz, als Texte oder Bilder, die ich verbreite, als Videos, die ich auf Youtube oder ähnliches hochlade. Dann gibt es noch Daten, die ich eintragen

muss: Die Impressumspflicht fordert von mir eine Adresse, bestimmte Plattformen zwingen mich, eine E-Mailadresse oder ähnliches anzugeben. Eigentlich habe ich kein sonderliches Interesse an der Publikation dieser Daten über mich, aber Gesetze oder mein Wunsch an etwas teilzunehmen zwingen mich dazu. Die dritte Klasse von Daten entsteht im „vorbeifahren“. Ich lande auf einer Website über eine Suchmaschine und die Zielwebsite sieht, wonach ich gesucht hatte. Facebook-Like-Buttons „sehen“, auf welchen Seiten ich so unterwegs bin und fügen diese kleinen Informationshäppchen zu einem Profil meiner Person zusammen. Des Weiteren kommen noch die Daten hinzu, die andere über mich verbreiten. Dabei geht es oft nicht um irgendwelche Artikel, die wirklich mich zum Thema haben, sondern zu meist um kleine Referenzen wie „hier auf dem Bild sind ein Affe, tante und ich zu sehen“. Und schließlich gibt es noch den großen Haufen Daten, die zwar mich direkt referenzieren, die aber irgendwie zwischen mir und anderen liegen: Die Beziehung „tante und X sind Freunde“ gehört ja zu mir genau so sehr wie sie zu X gehört und die Beziehungen eines Menschen sind sicherlich unter den aufschlussreichsten Daten über Individuen. (Was passiert, wenn diese Zuweisung nicht von mir und X gemacht, sondern von Y als Einschätzung geäußert wurde wollen wir gar nicht erst ausführen um nicht vom Einen aufs Nächste zu kommen.)

So entsteht mein digitaler Zwilling, ein Amalgam unterschiedlicher Datenquellen die mich und die Facetten meiner selbst fragmentarisch ins Digitale projizieren.

Gehört dieser Zwilling mir, wo ich doch – mittelbar oder unmittelbar – der Auslöser für alle diese Daten bin? Ich bin ca. 190 cm groß. Das führt insbesondere in älteren Häusern oder Kleinwagen dazu, dass ich häufiger mal mit meinem Kopf anstoße. Das hinterlässt nicht nur blaue Flecken auf meiner Stirn sondern potentiell auch Kratzer, Dellen oder Flecken an Türen, Lampen und ähnlichem. Würden wir sagen, dass diese Dellen mir gehören? Natürlich nicht, das wäre völlig absurd.

Die Idee unsere digitalen Zwillinge als unser Eigentum sehen zu wollen ist naiv und auch nicht zielführend. Denn die Kontrolle, die über den Eigentumsbegriff erzwungen werden soll, läuft in den meisten Fällen ins Leere: „Meine Daten gehören mir, Faceboogle!“ rufen wir, worauf Faceboogle nur antwortet: „Ok, cool. Aber wenn Du meinen Dienst nutzen willst, dann müsstest Du mir Nutzungsrechte an den Daten geben.“ Wir gewähren die Nutzungsrechte und alles ist wie zuvor.

Zu Ende gedacht ist die Idee des Eigentums an den Daten über mich vor allem die Behauptung, ich müsste in den Gedanken und Datenbanken der Menschen, die mit mir irgendwie in Verbindung stehen, herumschreiben dürfen. Denn in den Köpfen der anderen sind wir immer nur Daten – ob aus digitaler Quelle oder aus Sinneseindrücken abgeleitet, spielt dabei keine Rolle. Gehört mir der Gedanke den jemand anderes über mich hat?

Der Eigentumsbegriff bei der Betrachtung der personenbezogenen Daten ist ein Irrweg, eine inhaltlich widersprüchliche Sackgasse, die argumentative Konsistenz ei-

nem platten und scheinbar eingängigem Bild opfert. Wir mögen Auslöser vieler Daten sein, aber sie gehören nicht uns, wir sind irgendwie verwandt mit unserem digitalen Zwilling aber er ist weder identisch mit uns noch unser Sklave oder Eigentum sondern eher noch eine Art digital-kollektiver Einschätzung unserer selbst.

SCHLUSSWORTE

Eine Kolumne ist mehr Arbeit, als man sich das vorher so vorstellen mag. Nicht nur bindet man sich eine getaktete Verpflichtung ans Bein (in meinem Falle war es ein Post jeden Montag) sondern muss auch immer Inhalte liefern, ob man gerade das Gefühl hat, viel zu sagen zu haben oder nicht.

Der Spagat zwischen Tagesaktualität und Generalität war ebenfalls immer wieder ein Problem: Bezug zum Tagesgeschehen macht Texte einfacher zugänglich, einfacher in bestehende Debatten einbindbar, aber lässt sie dafür oft extrem schlecht altern. Mir ist der Brückenschlag vom speziellen zum Allgemeinen leider auch viel seltener gelungen als ich mir das gewünscht habe.

Trotzdem funktionieren viele Texte für mich auch mit 3 oder 4 Jahren Abstand noch. Nicht, weil sich meine Meinung nicht verändert oder weiterentwickelt hätte, sondern weil es mir – wenn ich das selbst so einschätzen darf – manchmal gelungen ist, der Debatte um digitalvermittelte Phänomene oder soziale Dynamiken mit ein paar neuen oder einordnenden Gedanken zu begleiten.

Ich stellte die Kolumne Ende 2015 ein, weil es mir trotz aller Arbeit nicht wirklich gelungen war, eine irgendwie geartete Reichweite zu erreichen. Manchmal vermisse ich die Regelmäßigkeit des Schreibens aber mein Zeitbudget und Leben hat sich leider derart verändert, dass es für

mich lange schwierig war, überhaupt Zeit fürs Schreiben zu finden.

Nun sitze ich hier im Jahre 2018 und frage mich, ob „wir“ – dieses diffuse, die Lesenden unfaire Weise inkludierende „wir“ – weitergekommen sind. Ob „wir“ heute klüger sind im Umgang mit Netzthemen. Ob wir saubere Begriffe und Konzepte haben auf deren Basis „wir“ neue Utopien jenseits der libertären Träume der „Independence of Cyberspace“ entwickeln können.

Ich glaube es ist dort noch viel zu tun und ich möchte daran in den nächsten Monaten wieder aktiver Mitwirken. Vielleicht sogar noch mal wieder auf Deutsch.

Bis dahin möchte ich mich bei allen Lesenden bedanken, sich die Zeit für meine Gedanken genommen zu haben. Die Kommentarspalten an den originalen Texten sind noch offen, aber eine wirkliche Diskussion wird dort wahrscheinlich nicht mehr entstehen. Wer die bestehenden Kommentare lesen möchte oder die fehlenden Kolumnen nachlesen will, kann alles unter <https://connected.tante.cc> finden. Meine meist englischen Artikel primär zu Digitalthemen finden sich unter <https://tante.cc>.

Wir lesen uns bald in diesem Internet.

QUELLE: INTERNET

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Buch enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderung hat der Verlag keinen Einfluss. eine Haftung des Verlages ist daher ausgeschlossen.

¹ Urteil vom 13. Mai 2014, Google Spain und Google, C-131/12, ECLI:EU:C:2014:317

² „Warum wir Google fürchten“. Frankfurter Allgemeine. Mathias Döpfner, 16.04.2014, <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/mathias-doepfner-warum-wir-google-fuerchten-12897463.html>>

³ „Unsere politischen Konsequenzen aus der Google-Debatte“, Frankfurter Allgemeine, Sigmar Gabriel, 16.05.2014, <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/die-digital-debatte/sigmar-gabriel-konsequenzen-der-google-debatte-12941865.html>>

⁴ „Wir sind im Krieg mit Google, wissen's aber nicht“, WELT, Christopher Lauer, 22.05.2014, <<http://www.welt.de/kultur/article128304653/Wir-sind-im-Krieg-mit-Google-wissens-aber-nicht.html>> - Achtung: Der Link geht zu einer Springerpublikation und ist trotz moralischer Bedenken der Vollständigkeit halber aufgeführt.

⁵ „Was hinter der aktuellen Anti-Google-Kampagne steht“. neunetz.com, Marcel Weiß, 20.04.2014, <<http://www.neunetz.com/2014/05/20/was-hinter-der-aktuellen-anti-google-kampagne-steht/>>

⁶Wie aus der Spähaffäre so langsam eine Googleaffäre wird“, H I E R, Michael Seemann, 22. 05.2014, <<http://mspr0.de/?p=4122>>

⁷„Die digitale Gleichgültigkeit“, brand eins, Christian Lange, 2014, <<http://www.brandeins.de/archiv/2014/konzentration/die-digitale-gleichgueltigkeit.html>>

⁸ „Chaos Computer Club fordert EU-Betriebssystem für Smartphones“, derStandard.at, Stephan Dörner, 08.05.2014, <<https://derstandard.at/1399506945837/Chaos-Computer-Club-fordert-EU-Betriebssystem-fuer-Smartphones>>

⁹ "Nintendo: No same-sex relationships in 'Life' game“, USA TODAY, Derrick J. Lang, 07.05.2014 <<http://www.usatoday.com/story/tech/gaming/2014/05/07/tomodachi-life-same-sex-relationships/8809745/>>

¹⁰ „If Google can get rid of personal data, why can't it purge the pirates?“, theguardian.com, Mark Sweney, 01.06.2014, <<https://www.theguardian.com/media/2014/jun/01/google-personal-data-digital-pirates>>

¹¹ § 202c Strafgesetzbuch n der Fassung der Bekanntmachung vom 13. November 1998 (BGBl. I S. 3322), das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 30. Oktober 2017 (BGBl. I S. 3618) geändert worden ist

¹² Albrecht, J. „Finger weg von unserer Daten“, Knauer TB 02.05.2014, 192 S., ISBN: 978-3-42678687-1

¹³ Schrems, M. „Kämpf um Deine Daten“, edition a 20.05.2014, 221 S., ISBN 978-3-99001086-0